

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

HH

9. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

6. April 1934

Zulchriften sind zu richten an
Ruhrtahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 8

Herausgegeben im Deutschen Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung
in der Deutschen Arbeitsfront

Zur Erhaltung und Hebung der Kaufkraft

Die Regierung Adolf Hitler ruht und rastet nicht. Nachdem vor kurzem das wichtige Gesetz über die Ordnung der nationalen Arbeit verabschiedet worden ist, hat sie nunmehr eine Reihe weiterer Gesetze in Angriff genommen und in Geltung gesetzt, die in erster Linie dazu berufen sind, die Kaufkraft der deutschen Volksgenossen zu erhalten und zu steigern. Eine solche Kaufkraftsteigerung ist nicht etwa nur möglich durch höhere Löhne, sondern auch durch die Senkung von Steuerlasten. Diese letztere Möglichkeit wird durch die neuen Gesetze herangezogen. Das wichtigste von ihnen, das auch jeden von uns, sei er nun Arbeiter der Stirn oder der Faust, angeht, ist ein Gesetz, das zur Erhaltung und Hebung der Kaufkraft erlassen ist und dessen wesentlichster Teil sich mit der Senkung der bisher als Steuer erhobenen Abgabe zur Arbeitslosenhilfe darstellt.

Diese Bestimmungen des Gesetzes sind von erheblicher sozialer Bedeutung. Sie bringen insbesondere kinderreichen Familien eine fühlbare Entlastung. Beim Vorhandensein von drei und mehr Kindern kommt die Abgabe nunmehr völlig in Fortfall, bei einem Kind oder zwei Kindern wird sie nur von einem Arbeitsentgelt von über 500 RM. im Monat erhoben.

Wir geben im folgenden zum Vergleich kurz die bisher für die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe geltenden Bestimmungen wieder. Die Abgabe wurde durch die Notverordnung der Regierung Papen vom 14. Juni 1932 eingeführt, und zwar für den Zeitraum vom 1. Juli 1932 bis zum 31. März 1933, der dann um ein Jahr verlängert wurde. Die Abgabe betrug nach der alten Regelung:

- bei einem monatlichen Entgelt bis 125 RM. 1,5 Prozent,
- bei einem monatlichen Entgelt bis 300 RM. 2,5 Prozent,
- bei einem monatlichen Entgelt bis 700 RM. für die ersten 300 RM. 2,5 Prozent und für die weiteren Beträge 5,75 Prozent,
- bei einem monatlichen Entgelt bis 3000 RM. 5,75 Prozent,
- bei einem monatlichen Entgelt über 3000 RM. 6,5 Prozent.

Der Familienstand blieb dabei aber unberücksichtigt. Jetzt aber tritt (außer der sehr wesentlichen Befreiung bei drei Kindern bzw. bei zwei Kindern und einem monatlichen Arbeitsentgelt bis 500 RM.) auch bei einer Zahl von einem oder von zwei Kindern und bei den höheren Einkommen eine wesentliche Ermäßigung ein.

Auch im übrigen ist eine Senkung der Abgabe in spürbarem Ausmaß erfolgt. Sie beträgt jetzt:

1. Bei Steuerpflichtigen, denen keine Kinderermäßigung nach dem Einkommensteuergesetz zusteht,

a) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 100 RM., aber nicht den Betrag von 150 RM. übersteigt, 1,5 Prozent,

b) wenn der Arbeitslohn den Betrag von 150 RM., aber nicht den Betrag von 300 RM. übersteigt, 2,5 Prozent,

c) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 300 RM., aber nicht den Betrag von 700 RM. übersteigt, für die ersten 300 RM. 2,5 Prozent, für den Restbetrag 5,75 Prozent,

d) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 700 RM., aber nicht den Betrag von 3000 RM. übersteigt, 5,75 Prozent,

e) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 3000 RM. übersteigt, 6,5 Prozent des jeweils gewährten Arbeitslohnes;

2. Bei Steuerpflichtigen, denen Kinderermäßigung für ein Kind oder zwei Kinder nach dem Einkommensteuergesetz zusteht,

a) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 500 RM., aber nicht den Betrag von 700 RM. übersteigt, 3 Prozent,

b) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 700 RM., aber nicht den Betrag von 3000 RM. übersteigt, 4 Prozent,

c) wenn der Arbeitslohn im Monat den Betrag von 3000 RM. übersteigt, 5 Prozent des jeweils gewährten Arbeitslohnes.

Die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe beträgt 1,5 vom Hundert des Arbeitslohnes, wenn dieser nach Maßgabe einer der Gehaltsstufungsverordnungen zu fügen war.

Wir sehen also, daß auf der ganzen Linie beträchtliche Erleichterungen Platz gegriffen haben, die der Kaufkraft des von ihr Betroffenen — und dazu gehören wir alle — zugute kommen müssen.



Birken in der Frühlingssonne

Aufnahme von Kurt Wäge

Außer diesen Gesetzen sind noch eine Reihe anderer verabschiedet worden, die allgemein, wie der Fortfall der Spende zur Winterhilfe, sich auswirken oder die anderen Gruppen von Volksgenossen, insbesondere auch den Beamten, eine Erleichterung ihrer Abgaben bringen, immer mit dem Ziel, die Kaufkraft der Gesamtheit zu heben. Hierdurch aber werden weiter große Teile der Wirtschaft belebt und dadurch die Arbeitslosigkeit wirksam bekämpft. Der Kreislauf dieser Dinge ist allmählich wohl jedem klar geworden.

Deutschlands Kolonial-Erinnerungsjahr

Fünzig Jahre ist es jetzt her, seit Deutschland unter Bismarck die ersten kolonialen Erwerbungen in Afrika machte. Am 24. April 1884 drahtete Bismarck an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Erklären Sie der Regierung amtlich, daß Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen!“ Lüderitz war ein Bremer Großkaufmann, der bereits im Jahre 1883 auf eigene Faust von den Hottentotten die Bucht von Angera Pequena in Südwestafrika mit einem angrenzenden Gebiet von etwa 50000 Quadratkilometer Größe erworben hatte. Im Juni des Jahres 1884 schickte Bismarck seinen Sohn Herbert, damals Hilfsarbeiter im auswärtigen Amt, nach London, um die offizielle Anerkennung dieses deutschen Schutzgebietes zu erreichen. Das gelang nach ziemlich unerquicklichen Verhandlungen.

Nun wollte Hamburg auch nicht länger zurückstehen. Die großen Firmen Wörmann, Janßen und Thormählen gründeten an der Küste von Togo und Kamerun Niederlassungen. Generalkonsul Gustav Nachtigal begab sich an Bord des deutschen Kanonenbootes „Möwe“ in die neu erworbenen Gebiete und hielt am 5. und 6. Juli 1884 die Reichsflagge in Bageida und Dome im Togoland. Darauf wurde die Fahrt nach Kamerun fortgesetzt und am Fuß des 4000 Meter hohen Götterberges an der Mündung des Kamerunflusses derselbe feierliche Akt vollzogen. Die erste Reichskolonie war geschaffen. Im August 1884 wurde auch das von Lüderitz erworbene Gebiet von den Korvetten „Leipzig“ und „Elisabeth“ zur Reichskolonie erklärt und noch im selben Monat die ganze westafrikanische Küste von Angera Pequena bis zum 18. Grad südlicher Breite in den Reichsschutz einbezogen. Von Dr. Carl Peters in Ostafrika erworbenes Gebiet wurde etwas später, am 27. Februar 1885, unter Reichsschutz gestellt.

Die koloniale Ausdehnung Deutschlands blieb aber nicht auf Afrika beschränkt. In der Südsee besetzte das Reich im Dezember 1884 die Nordküste von Neuguinea, der größten Insel der Welt, ferner Inseln des Bismardarchipels und der Salomongruppe. Im November 1884 veranstaltete Bismarck in Berlin eine Konferenz aller in Afrika beteiligten Staaten, um die Eifersucht der Mächte zu beschwichtigen.

Dies in Kürze die Geschichte der deutschen Kolonialgründung in dem ereignisreichen Jahre 1884! Das auf den französischen Schlachtfeldern von 1870/1871 geeinte deutsche Volk heischte seinen Anteil an der Welt, um in friedlicher Arbeit seine Kräfte spielen zu lassen.

Fünzig Jahre sind seitdem vergangen. Deutschland besitzt nicht eine einzige Kolonie mehr; aber es rüstet trotzdem, ja gerade deshalb zur Feier des kolonialen Gedenkjahres, deren Höhepunkt ein allgemeiner Erinnerungstag am 8. Juli sein soll.

* * *

Der Schandvertrag von Versailles hat uns auch unsere blühenden Kolonien geraubt. Wir haben diesem „Vertrag“, der ein brutales Diktat war, Todfeindschaft angesagt. Deutschland ringt um seine moralische und tatsächliche Gleichberechtigung, die ihm immer noch verweigert wird. Die Unterschrift unter das Bekenntnis seiner „Kriegsschuld“ ist ihm abgezwungen worden und deshalb null und nichtig. Die Schande trifft die Erpreßer, nicht ihr Opfer! Auch eine koloniale Schuld Deutschlands haben die Urheber des Versailler Diktates konstruiert, um ihren Raub damit zu begründen. Aber auch im Ausland nimmt das kein Mensch mehr ernst. Lüge und Verleumdung: das haben die besten Kolonialmänner der Welt längst zugeben müssen! Nichts aber ist so eindrucksvoll wie das Zeugnis der Eingeborenen selbst, die immer wieder den Völkerbund ersuchten, ihnen ihre alten Herren wiederzugeben: „Nur die Deutschen haben es verstanden, die Herzen der Eingeborenen zu gewinnen; nur Deutschland hat die Schutzherrschaft sachgemäß und zum Besten der eingeborenen Bevölkerung ausgeübt. Wir wollen zu Deutschland zurück!“ so hieß es in den Eingaben. Wie in der Abrüstungsfrage, so handelt es sich, wenn Deutschland die Zuteilung von Kolonialbesitz verlangt, in erster Linie um den Ehrenpunkt. Erst recht, da für die ehemaligen deutschen Kolonien die Form der Mandatsverwaltung durch den Völkerbund gewählt worden ist. Nach den Leistungen Deutschlands in der Kolonialpolitik besteht nicht der geringste Grund, ihm die Ausübung eines solchen Mandates zu versagen. Deutschland hat sich auch in dieser Hinsicht bitter über den Völkerbund zu beklagen.

* * *

Kann es da nun aber etwas Beschämenderes für die Gegner kolonialen Willens unter unseren eigenen Volksgenossen geben als die wiederholte Stellungnahme hervorragender Auslandskreise zugunsten einer Rückgabe von Kolonien an Deutschland? Wie kämen wir dazu, päpstlicher zu sein als der Papst und Forderungen aufzugeben, die von einsichtigen Politikern anderer Länder, Männern von Klang und Namen, immer wie-

Eine weitere Kaufkraftsteigerung durch Steuerensenkung hat vor kurzem der Reichsfinanzminister in München in Aussicht gestellt. Er erklärte, daß er der Ueberzeugung sei, daß mit der wichtigsten Steuer, der Einkommensteuer, wesentlich herabgegangen werden könne. Wenn diese Ankündigung im kommenden Jahr zur Tat wird, so wird sie sich, zusammen mit der oben geschilderten Senkung der Arbeitslosenhilfe, zu einer Maßnahme auswirken, die ganz hervorragend dazu beitragen wird, den Zweck dieser Gesetze, die Hebung und Erhaltung der Kaufkraft, zu erreichen.

der erhoben werden, weil sie begreifen, daß man ein Volk wie das deutsche nicht dauernd in seine vier Pfähle bannen kann? Als 1932 im amerikanischen Senat über das Hoover-Moratorium abgestimmt wurde, sprachen sich 15 gegen 63 Stimmen dafür aus, es erst „nach Rückgabe der Kolonien an Deutschland“ in Kraft treten zu lassen. Soeben erst hat der englische Zeitungskönig Lord Rothermere in einem englischen Blatt die Frage gestellt: „Wäre es nicht weise, die Lage zu erleichtern, durch Rückgabe einiger Kolonien, die Deutschland verloren hat?“ — „Ich schlage vor“, so schreibt er, „daß die britische Regierung ihre Mandatsgebiete Tanganjika, Kamerun und Togo dem Völkerbund zurückergeben solle, damit sie an Deutschland übertragen werden können. Es ist lächerlich, dieser mächtigen Nation, die durch ihre organisatorischen Fähigkeiten und ihre wirtschaftlichen Leistungen hervorragt, den Anteil an der Arbeit zu verweigern, rückständige Gebiete der Welt zu entwickeln.“

* * *

Das neue Italien hat gerade erst wieder durch den Mund seines Führers koloniale Ansprüche angemeldet. Der Duce stimmt dabei mit dem deutschen Reichskanzler darin überein, daß er den durchaus friedlichen Charakter dieser Forderung betont. „Deutschland hat zu viele Menschen auf seiner Bodenfläche“, so sagte Adolf Hitler 1933 im Gespräch mit einem Berichterstatter der „Daily Mail“. „Es liegt im Interesse der Welt, einer großen Nation die erforderlichen Lebensmöglichkeiten nicht vorzuenthalten. Die Frage der Zuteilung kolonialer Gebiete, ganz gleich wo, wird aber niemals für uns die Frage eines Krieges sein. Wir sind der Überzeugung, daß wir genau so fähig sind, eine Kolonie zu verwalten und zu organisieren wie andere Völker. Allein wir sehen in all diesen Fragen überhaupt keine Probleme, die den Frieden der Welt irgendwie berühren, da sie nur auf dem Wege von Verhandlungen zu lösen sind.“

Wir wollen das Wenige mit Nägeln und Zähnen verteidigen, was uns ein hartes Schicksal noch gelassen hat, und deshalb auch kein Recht und keinen moralischen Anspruch leichtfertig und kleinmütig aufgeben. Weiß doch keiner, was der Weltenmeister mit dem deutschen Volk noch vor hat.

* * *

Daß es für ein an Rohstoffen so armes Land wie Deutschland von ungeheurer Bedeutung ist, Kolonien zu besitzen, aus denen wir solche Stoffe beziehen können, ist uns gerade jetzt auch klar geworden, wo wir aus Mangel an Devisen (fremde Geldsorten) eine Beschränkung der Rohstoffeinfuhr aus fremden Ländern vornehmen müssen. Sind die Berechnungen der Kolonialwirtschaftler richtig, so gibt ein Deutscher, der in eigenen Kolonien als Pflanze, Farmer oder Siedler tätig ist, drei bis fünf deutschen Volksgenossen in der Heimat Arbeit und Brot. Bis zu zwei Millionen deutscher Menschen könnten neue Arbeit in der alten Heimat finden, wenn es gelänge, die gleiche Zahl deutscher Auswanderer, die bisher unter Gefahr für ihr Volkstum in Länder fremder Herrschaft gingen — rund 500000 allein von 1919 bis 1928! — künftig in deutschem Kolonialland anzusiedeln. Der Verlust der deutschen Ausfuhr nur nach Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika, endlich nach Kamerun dürfte mit einer Milliarde Goldmark seit Kriegsende nicht zu hoch berechnet sein. Der Handel folgt eben auch heute noch der Flagge.

* * *

An dem kolonialen Gedanken festzuhalten schulden wir jenen Helden, die Gut und Blut für deutsche Weltgeltung hergaben. In Deutsch-Ostafrika wehte die deutsche Kriegsflagge noch, als sie in der Heimat bereits niedergeholt war. Wir schulden es jenen deutschen Forschern, die ihre Pionierarbeit nicht nur für fremde Nationen geleistet haben sollen! Da ist Georg Schweinfurth, der die Gebiete des oberen Nils für die Wissenschaft aufhellte, Hermann Wissmann, der als erster Weißer Mittelafrika in zwei mühevollen Jahren von Ost nach West durchquerte, da ist Franz Stuhlmann, der nach strapazenreichen Fahrten die Botanik Ostafrikas beschrieb. „Von der Sahara bis zum Kap gibt es kaum einen größeren Landstrich, an dessen Aufdeckung nicht auch unsere Landsleute beteiligt gewesen wären“, sagt Dietrich Schäfer in seiner „Weltgeschichte der Neuzeit“. Und was hat die deutsche Wissenschaft für die Bekämpfung der tropischen Krankheiten alles geleistet! In unseren Tagen setzt Leo Frobenius mit seinen kulturell-geschichtlichen Entdeckungen im schwarzen Erdteil die Welt in Staunen.

Wir schulden es mehr denn je der deutschen Jugend, daß wir den kolonialen Gedanken hochhalten. Ihrem Tatendrang soll keine Schranke gesetzt sein, weder nach innen noch nach außen. Sie braucht das große Beispiel, dem sie naheisern kann. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn“, sagt Goethe. Es soll aber in Deutschland eine Jugend heranwachsen, nicht spießbürgerlich beschränkt, sondern mit weltweitem Horizont.

Der Sinn der deutschen Revolution

„Arbeiter und Unternehmer müssen sich darüber im klaren sein, daß vom Geiste, in dem das Unternehmen geleitet wird, alles abhängt“

Von Dr. Wilhelm Fried, MdB., Reichsminister des Innern

Der Anfang April erscheinenden neuen Nummer des „Arbeitertum“ entnehmen wir den folgenden, sehr beachtenswerten Aufsatz des Reichsinnenministers.

Die Schriftleitung

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 die Macht übernahm, fand er folgende Lage vor: Außenpolitisch war das Reich völlig isoliert, innenpolitisch lag es darnieder, eine Regierungserkennung hatte die andere gejagt, blutiger Terror der Nazis lastete auf den Straßen und über den Betrieben, schwerste Wahlkämpfe folgten einander in wilder Hast, und ohnmächtig ließ der sterbende Parlamentarismus allem seinen Lauf; die Steuerlasten drückten immer schwerer, die Wirtschaft war nahezu vernichtet: mehr als sechs Millionen Erwerbslose waren das Opfer des Systems. Volk und Reich standen vor dem Abgrund. —

In zwei Vierjahresplänen gedachte der Führer die Zeit des Verfalls und der Not zu überwinden. Das erste Jahr der Regierung Adolf Hitlers ist vorüber und jeder, der nicht bösen Willens ist, muß anerkennen, daß unerhörte Arbeit für die Wiedergenesung von Volk und Reich geleistet worden ist.

Mehr als zweieinhalb Millionen Erwerbslose haben wieder Arbeit und Brot gefunden.

Das Winterhilfswerk hat im Zeichen der Volksgemeinschaft Millionen Deutschen geholfen. — Eine noch niemals in solchem Umfang organisierte Arbeitsbeschaffung hat erreicht, daß auch im Winter die Erwerbslosenzahl sank, und sie wird jetzt im beginnenden Frühjahr erst recht vielen Zehntausenden neue Arbeit bringen.

Vertrauen und Hoffnung in die eigene Kraft sind wieder eingekehrt und geben Gewähr dafür, daß das Ziel Adolfs Hitlers erreicht wird. Das Ziel heißt: Freiheit und Brot!

Freiheit und Brot war die Lösung der deutschen Revolution von 1933. Sie war der Aufstand des deutschen Volkes gegen den zersetzenden Klassenkampf, gegen den Parlamentarismus und gegen die Reaktion. Die Befreiung des deutschen Volkes aus politischer Zerrissenheit, wirtschaftlicher Ohnmacht und nationaler Ohnmacht war ihre Aufgabe.

Nach der Machtergreifung hat die Regierung Adolf Hitlers planmäßig alle Hindernisse des Aufstiegs aus dem Wege geräumt und mit einer großzügigen Gesetzesarbeit den Neubau von Staat und Wirtschaft in Angriff genommen. Auf dem Gebiete der Sozialverfassung wies die Regierung den Verhältnissen in den Betrieben durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 neue Wege, während sie in der Staatsverfassung mit dem Gesetz über den Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934 die endliche Schaffung des deutschen Einheitsstaates der Verwirklichung entgegenführt. Müssen beim Neubau des Reiches die hemmenden Kräfte geistig längst überwundenen Staatsgliederungen endgültig ausgeschaltet und ein mächtiges

ges, in allen Teilen einheitlich geführtes Deutsches Reich geschaffen werden, so hat das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit die Aufgabe, die Schicksalsverbundenheit von Arbeiter und Unternehmer in den Betrieben zur Tat werden zu lassen. Der Staat wird durch seine

Aller Herrschaft Ursprung ist das Volk, und doch kann und soll die Masse nicht herrschen, auch nicht beschließen. Sie soll die Männer der Herrschaft wählen. Ein Kreis von Männern muß da sein, der durch uneigennütigen Willen, Erziehung, Erfahrung die anderen überragt. Aus ihm müssen die Ratsherren genommen werden. Daß aller Rat und Volk sich nicht verirren, nicht hochmütig werden, noch gegeneinander stehen, dazu muß Gott jedem Volk und jeder Zeit einen besonderen Mann erwecken. Der muß wissen, was recht ist; er muß die Gewissen wecken und warnen, muß gewaltig zürnen und auch liebevoll trösten in bitterer Notzeit. Er wird rastlos sein Tag und Nacht. Gewaltig ist sein Amt. Und er ist nicht zu beneiden. Er ist ein Werkzeug des Herrn, das in seinem Dienst zerbrochen werden muß. Zwingli (1484—1531)

Wer eine Unfallquelle kennt, tut unrecht, wenn er sie nicht nennt!

Ein Erlebnis in französischer Kriegsgefangenschaft

Von Fritz Feilke, M. W. I.

II

Mein erstes Weihnachtsfest in französischer Kriegsgefangenschaft verlebte ich im Jahre 1915 auf einem Arbeitskommando in Chauvines, einem Dorfe in der Bretagne, dem leider noch vier andere, allerdings nicht so freudige und hoffnungsvolle, fern der geliebten Heimat, folgten. Wie ich schon in einer, vor dieser erschienenen Erzählung erwähnte, lagen wir in einer Kleinkinderkaserne. In dem geräumigen Klassenzimmer sollte die Feier vor sich gehen. Einige intelligente Kameraden waren dazu erwählt worden, das Programm für die Feier zu entwerfen, und sie waren verpflichtet, nicht mehr von den Vorbereitungen zu erzählen, als unbedingt nötig war. Sie begaben sich denn auch mit vielem Eifer an die Arbeit, und bald hörte man geheimnisvolles Raunen und Flüstern, daß die Feier sehr schön werden würde. Wir waren alle gespannt und erwarteten mit Sehnsucht das heilige Fest, das uns ein wenig aus unserm Stumpfsein aufrütteln sollte.

Ich hatte einen lieben Freund, ein Westfale wie ich. Er stammte aus Hagen, war im Zivilberuf Kaufmann, 1914 an der Marne gefangen und sprach ziemlich geläufig französisch. Auch er wollte zum Gelingen der Feier beitragen und hatte einen tollen Plan ausgeheckt, wobei er meine Mitwirkung brauchte. Er wollte unter den Kameraden das Gerücht verbreiten, er hätte von der Bewachung erfahren, der Bürgermeister des Ortes und seine Gemahlin wollten der Feier beizuhören und sich mal eine deutsche Weihnacht ansehen, von der sie zwar schon viel gehört, die sie aber noch nicht erlebt hätten. Mein Freund wollte als Bürgermeister auftreten und ich sollte die Madame darstellen. Zu unserer Ausrüstung brauchten wir so allerlei Sachen: Rock, Bluse, Hut, Haare usw., aber woher nehmen und nicht stehlen? Wir überlegten hin und her und bald waren wir uns einig. Den Rock wollten wir aus einer Schlafdecke machen, die Bluse aus einem weißen Männerhemd und sie mit rotem Stoff besetzen, den Hut aus Weidenästen herstellen und mit einem Stoff überziehen. Die Haare endlich sollten aus Flachs geflochten und am Hut befestigt werden. Auf meine Lederpantoffeln nähte mir der ins Vertrauen gezogene Schuster rote Schleifen und nagelte hohe Absätze darunter. Mein Freund

brauchte einen Zylinder, den wir aus Pappkarton machten und mit Schuhwichse spiegelblank pukten. Der Kragen wurde aus weißem Pappkarton verfertigt, der Binder aus einem alten Stoffrest hergestellt. Eine schwarze Militärhose und ein gemaufter Zivilrock vervollständigten seine Ausrüstung und fertig war der La. Bald hatten wir alles beisammen, und bei der heimlichen Anprobe lachten wir uns halb tot. Wir hofften bestimmt bei unserm Auftreten nicht gleich erkannt zu werden, zumal uns nur Kerzen zur Verfügung standen und bei deren mattem Scheine glaubten wir, würde die Sache schon klappen. Nur einen Haken hatte die Geschichte. Ich trug zur damaligen Zeit einen schönen, langen Schnurrbart. Um nun als Madame auftreten zu können, mußte ich ihn natürlich opfern. Es fiel mir schwer, mich von ihm zu trennen, aber ich hatte A gesagt und mußte nun auch B sagen. Wir einigten uns dahin, daß der Schnurrbart erst kurz vor der Feier fallen sollte, damit man keinen Verdacht schöpfte.

Auch die anderen waren nicht müßig. In dieser Ecke schnitzte einer, dort flehte einer, wieder ein anderer lernte seine Rolle. Allermächtig herrschte ein ernstes Treiben. Die Erlaubnis zur Feier hatten wir von dem französischen Lagerführer erhalten, sie durfte bis 12 Uhr nachts ausgedehnt werden. So war denn alles in bester Ordnung. Alle glaubten, daß der Bürgermeister des Ortes erscheinen und eine Stunde unter uns sein würde. Am Tage vor Weihnachten wurde das Programm bekanntgegeben; es lautete ungefähr folgendermaßen: Um 6 Uhr abends: Beginn der Feier mit Anzünden des Baumes, feierliche Ansprache und gemeinschaftliches Abingen der ewig neuen Weihnachtslieder. Anschließend Abendessen. Nach dem Essen eine Viertelstunde Pause. Der zweite Teil des Abends wird erst dann bekanntgegeben und besteht aus Ueberraschungen aller Art; auch darf ein wenig getanzt werden. Die Musik wird ausgeführt von der Hauskapelle. Diese bestand aus Geige, Zither, Ziehharmonika, Triangel, Schellenbaum und einem alten Stiefelknecht, der von einem Mann über den Fußboden gezogen wurde und den Takt abgab.

Die Kapelle spielte nicht schlecht und konnte sich schon hören lassen. Der Raum durfte vor Beginn der Feier nicht mehr betreten werden, denn er sollte aus schließlich geschmückt werden, um ein würdiges Aussehen zu haben. Einen Tannenbaum hatten wir uns leider nicht beschaffen können, in dieser Gegend wuchsen weder Tannen noch Fichten. Wir wußten uns aber zu helfen und nahmen als Ersatz zwei gut gewachsene Hülfssträucher und ich muß gestehen, daß ich

Organe, die Treuhänder und Ehrengerichte, darüber wachen, daß in den Betrieben Gerechtigkeit und Standesehre herrschen. An Stelle der zersetzenden Kämpfe muß die Zusammenarbeit aller treten, denn alle haben der Volksgemeinschaft, deren Glieder wir auf Gedeih oder Verderb sind, zu dienen. Arbeiter und Unternehmer müssen sich darüber im klaren sein, daß vom Geiste, in dem das Unternehmen geleitet wird, letzten Endes alles abhängt. Der Geist der neuen Volks- und Betriebsgemeinschaft aber ist der Geist der nationalsozialistischen Bewegung. Ehre, Treue und Pflicht sind ihre unerschütterlichen Grundlagen.

Die große Erhebung des deutschen Volkes war nur möglich, weil auch der deutsche Arbeiter nach einer fast unerträglich langen Leidenszeit erkannt hatte, wie sehr das Schicksal des Reiches sein eigenes Schicksal, die Not des Vaterlandes seine Not, und die Ehre der Nation seine Ehre ist. Die deutschen Arbeiter hatten kennengelernt, wie unsinnig es war, dem Betrug der „internationalen Solidarität“ nachzuhängen, und sie fühlten immer deutlicher, daß ihnen niemand in der Welt im Kampf um Arbeit, Freiheit und Gleichberechtigung helfen würde — wenn nicht die eigene Volksgemeinschaft.

Das ist der höchste Gewinn der nationalsozialistischen Revolution aus der die wahre Volksgemeinschaft im Geiste Adolf Hitlers entstehen muß: Der Sieg des Gedankens der Schicksalsverbundenheit aller Deutschen!

Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Nationalsozialismus den Arbeiter als gleichberechtigtes Mitglied in die Formationen der Partei aufgenommen und den einzelnen nicht gefragt, woher er komme, ob er Arbeiter sei oder Student, sondern ihn nur danach bewertet, was er für den Freiheitskampf seines Volkes zu leisten und zu opfern bereit sei.

Die Lehre von der keine Klassen- und Standesunterschiede kennenden Volksgemeinschaft trug die NSDAP. mit Hilfe einer Spezialtruppe, der NSB., auch in die Betriebe hinein, und der Erfolg bewies, die oft von der NSDAP. aufgestellte Behauptung, daß der Marxismus

dem deutschen Arbeiter nur ein Notbehelf war, an dem er sich nur so lange wie an einen rettenden Strohalm klammerte, als keine bessere Idee da war. Aber als in der nationalsozialistischen Idee tatsächlich die Sehnsucht von Millionen deutscher Arbeiter nach einem Volk, das auch sie in seine Gemeinschaft aufnahm, erfüllt war, war der Damm gebrochen, und der Arbeiter und Angestellte gliederte sich freudigen Herzens in die Front der Hitler-Bewegung ein.

Nach dem Siege der nationalsozialistischen Revolution konnten durch die Übernahme der Gewerkschaften in nationalsozialistische Führung die letzten Bollwerke klassenmäßigen Denkens vernichtet werden, und als auch das Unternehmertum durch Auflösung seiner sogenannten Arbeitgeberverbände den Durchbruch einer neuen, die Gemeinschaft vorbehaltlos bejahenden Gesinnung eindeutig unter Beweis stellte, war der Weg frei, um die Menschen, die im Betrieb letzten Endes auf Gedeih und Verderben aufeinander angewiesen sind, in der Betriebsgemeinschaft zusammenzuführen und zusammenzufassen.

Die Betriebsgemeinschaft wird in Zukunft die Grundlage sein, auf der sich das betriebliche Leben abspielt, in dem alle, der Betriebsführer sowohl als auch der Arbeiter und Angestellte, als gleichberechtigte Mitglieder einer Kameradschaft gemeinsam die Aufgaben lösen werden, ohne deren Vereinigung keiner von ihnen wird leben können. Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß es zum Beispiel dem Unternehmer um so besser ginge, als

es dem Arbeiter schlecht geht. Nein, die Geschichte hat das Gegenteil bewiesen: Je besser es dem Arbeitnehmer nicht nur materiell geht, sondern um so mehr er als Gleichberechtigter sich mit dem Betriebe verbunden fühlt, um so arbeitsfreudiger und auch leistungsfähiger wird er sein. Und diese Arbeitsfreude setzt sich zwangsläufig in Mehrleistung für den Betrieb um. So ist die Betriebsgemeinschaft nicht nur wahrhafter Sozialismus, sondern trägt auch ihren Teil dazu bei, Leistung und Qualitätsarbeit zu fördern.



Es wird wieder Frühling

Anglück läßt sich nicht halten, darum lasse Vorsicht walten!

selten so was Schönes sah, als sie im Lichterglanz strahlten. Am Heiligen Abend waren viele Pakete aus der lieben fernen Heimat angekommen, und nur wenige Kameraden waren unter uns, die keine erhielten. Diese Kameraden aber bekamen von den anderen so viel, daß auch sie froh wurden. Die Kameradschaft auf dem Arbeitskommando war vorbildlich und wir haben stets zusammengehalten wie Pech und Schwefel. Auch ich hatte von meinen Lieben Pakete bekommen, und auch die damalige Liebesgabenabteilung der Heinrichshütte sowie die Heimatstadt Hattingen hatten mir ein mit reichlichem Inhalt versehenes Paket gesandt.

So war denn die Stimmung unter uns eine gute und stieg noch mehr, als sich am Weihnachtsabend die Tür des Festzimmers öffnete. Alle waren erstaunt. Das Festkomitee hatte sich aber auch alle erdenkliche Mühe gegeben, es uns allen so gemütlich und heimatlich wie eben möglich zu machen. Der Hintergrund war geschmückt mit Fahnen aller vertretenen deutschen Stämme. In der Mitte schwebte unsere ruhmreiche schwarz-weiß-rote Fahne, unter der wir kämpften. Zu beiden Seiten derselben waren die preußische, bayrische, württembergische und badische Fahne aufgestellt und in je einer Ecke stand ein Baum, geschmückt mit bunten Papierblumen, Papierkranz und Kerzen, die von dem Jüngsten unter uns, einem badischen Freiwilligen im Alter von 18 Jahren, angezündet wurden. Die Musik intonierte das ewig schöne, alte deutsche Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und voll Wehmüt und heiligem Heimweh im Herzen stimmten wir alle ein. Dann hielt ein Kamerad eine zu Herzen gehende Ansprache und keiner hat sich seiner Tränen geschämt, die besonders bei den verheirateten Kameraden reichlich flossen. Hierauf wurde fleißig gesungen und getrunken. Den Wein hatten wir uns im Laufe der Woche bereits gekauft. Mittlerweile war es 8 Uhr geworden und das Essen wurde ausgeteilt. Unsere Köche hatten sich angestrengt und setzten uns einen schmackhaften Gulasch vor. Die Rollen für das Essen hatten wir selbst getragen, sonst wäre es den Köchen nicht möglich gewesen, ein dem Abend entsprechendes Essen herzurichten. Als wir satt waren, trat eine viertelstündige Pause ein und dann begann der zweite Teil des Programms.

Eine Überraschung folgte der anderen. Zuerst wurde eine kleine Militärhumoreske aufgeführt, betitelt: „Rekrut Rieffe bekommt keinen Weihnachtsurlaub.“ Wir haben dermaßen gelacht, daß die Bude wackelte. Dann trug einer eine Militärposse vor. Er hatte sich zu diesem Zweck Säbel, Gewehr und Helm

angefertigt und machte seine Sache so gut, daß er sie wiederholen mußte. So ging es in lustiger Weise weiter. Mein Freund, der Schuster, und ich hatten uns heimlich entfernt, um uns anzukleiden. Der Schuster schnitt mir ritisch-rasch meinen Schnurrbart ab und rasierte mich, wobei mir die Tränen die Backen herunterliefen. Aber nicht etwa aus Ärger wegen meines abgeschnittenen Schnurrbartes, sondern vor Schmerzen, denn er hatte ein Messer, gegen das mein Taschenmesser bestimmt scharf zu nennen war. Wir kleideten uns mit Hilfe des Schusters an, und, ohne Zweifel, wir waren einfach tipp-top! Dann stürzte sich der Schuster ins Festzimmer mit dem Rufe: „Achtung, der Herr Bürgermeister kommt!“ Jäh brach die Musik ihr Spiel ab, alle starrten zur Tür, durch die wir per Arm eintraten. Alle glaubten felsenfest, der Herr Bürgermeister sei gekommen. Man trat zurück, um uns Platz zu machen. Als wir in die Mitte des Zimmers gekommen waren und von dem Schein der brennenden Kerzen beleuchtet wurden, sahen unsere Kameraden natürlich, daß man sie genarrt hatte. Sofort wurde ich aus dem Arme meines Kavaliere gerissen und nach dem Takte der wieder einsetzenden Musik im Zimmer herumgeschwenkt. Die Stimmung erreichte damit auch ihren Höhepunkt und es wurden alte, schöne, deutsche Liebeslieder angestimmt. Ihnen folgten Heimat- und Vaterlandslieder, so daß aus der Feier nicht nur eine Weihnachts-, sondern auch eine erhebende nationale Feier wurde.

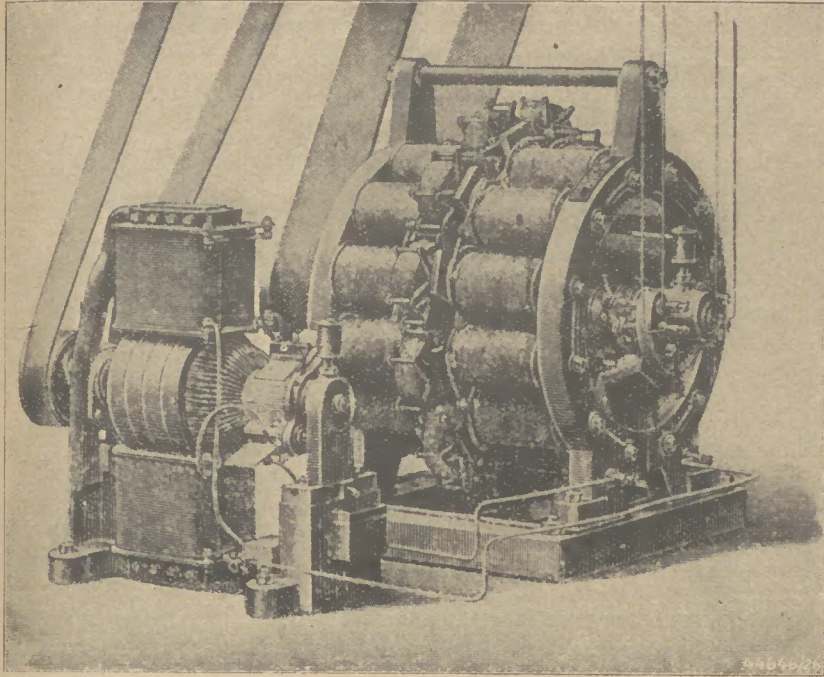
Und das alles in Feindesland unter französischen Bajonetten! Es war gut, daß die Bewachung kein Börtchen deutsch verstand, denn bei einem etwaigen Verbot des Singens nationaler Lieder von Seiten der Franzosen wäre es zum Blutvergießen zwischen uns und den Franzosen gekommen. So aber verlief der Abend zu aller Zufriedenheit, und wir alle glaubten fest, das Weihnachtsfest 1915 wieder bei unseren Lieben nach siegreichem Frieden in der schönen, fernen, deutschen Heimat erleben zu können. Punkt 12 Uhr hob der deutsche Vorgesetzte die Feier auf, und frohen Herzens begaben wir uns auf unsere Strohsäcke. Noch lange haben wir an das Weihnachtsfest 1915 gedacht und in trüben und trostlosen Stunden, hinter französischem Stacheldraht, Mut und Kraft gefunden, auszuharren in schwerem Leid, das noch in den kommenden Jahren in nicht geahnter Fülle über uns mihandelte Kriegsgefangene hereinbrechen sollte. Für uns sowie für die französische Bewachung sollte aber diese hier beschriebene Feier doch noch einige böse Folgen haben, die ich in einer der nächsten Nummern unserer Werkszeitung schildern will. Heil Hitler!

Elektrizität und Elektrotechnik

Von Obermeister Karl Behnde

Elektrizität und Elektrotechnik umfassen ein Gebiet, auf dem Wissenschaft und Industrie in den letzten Jahrzehnten die größten Fortschritte und außerordentliche Erfolge zu verzeichnen haben. Mit nie geahnter Schnelligkeit hat die Anwendung der Elektrizität in den Betrieben große Umandierungen hervorgerufen, so daß wir mit Recht von einem Zeitalter der Elektrizität sprechen können.

Das rasche Aufblühen der Elektrotechnik ist hauptsächlich auf die Erfindung der Dynamomaschine zurückzuführen. Im Jahre 1865 brachten Werner v. Siemens und Wheatstone die Dynamomaschine heraus, die sehr bald so vervollkommen wurde, daß sie um 1880 in die Praxis eingeführt werden konnte. — Ueberall drang die Elektrizität mit Riesenschritten vor. Durch ihre vielseitige Verwendbarkeit hat sie sich schnell weite



Wechselstrom-Maschine von Siemens & Halske mit dynamo-elektrischem Stromerzeuger

Zweige der Industrie erobert und ist heute in den Betrieben unentbehrlich. Mit ihr wurde eine große Kraftleistung von vielseitiger Verwendungsfähigkeit, von einfacher Unterbringungsmöglichkeit und bequemer Bedienbarkeit dem Menschen dienstbar gemacht.

Als besonderer Vorteil der Elektrizität muß gelten, daß die Arbeit in einfacher und billiger Weise von einer Stelle nach einer andern, entfernten Stelle übertragen werden kann. Eine Dampfmaschine leistet erst die mechanische Arbeit, sie wird gekuppelt mit einer Dynamomaschine,

in der die mechanische Arbeit in Elektrizität umgewandelt wird, die zur Versorgung von elektrischen Kraftmaschinen oder zu anderen, zum Beispiel Beleuchtungszwecken fortgeleitet werden kann. Hunderttausende von Pferdekraften werden heute auf diese Weise kilometerweit den Industriestädten durch elektrische Kabelleitungen zugeführt.

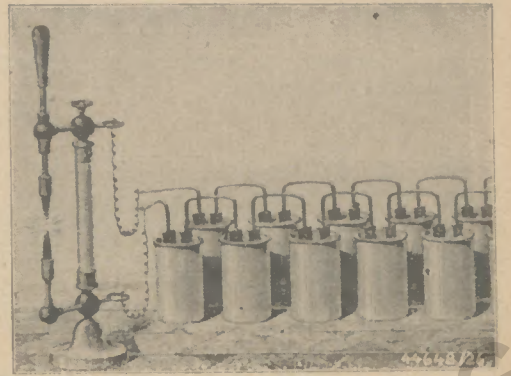
Als Humphrey Davy 1800 den Lichtbogen entdeckte und der erfinderische Geist Voltas die großen Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektrizität machte, galt es vor allem, die Elektrizität für Beleuchtungszwecke nutzbar zu machen.

Das Mittel zur Hervorbringung großer elektromotorischer Kraft war zu jener Zeit noch nicht erfunden. Davy erzeugte seinen Lichtbogen mit einer aus etwa zweitausend Elementen bestehenden galvanischen Säule, was große Kosten verursachte und für die Praxis nicht zu gebrauchen war. Erst mit der Erfindung der Tablochkoffischen regulierbaren Kerze im Jahre 1876 kam die Elektrizität für die Beleuchtung großer Räume zur Geltung, denn man konnte mehrere dieser Kerzen unabhängig voneinander von einer magnetoelektrischen Maschine betreiben, bis dahin war es nur möglich, immer je eine Bogenlampe von einer Maschine zu speisen. Trotzdem man schon Jahrzehnte das Bogenlicht kannte, war es der Wissenschaft bis dahin nicht gelungen, die Teilung des Stromes zu ermöglichen. — Für Motoren war der Strom noch nicht geeignet, man hatte die Wechselströme wissenschaftlich noch nicht genügend erforscht, und so wurden zunächst viele Jahre lang ausschließlich Gleichstrommaschinen in der Elektrotechnik gebaut.

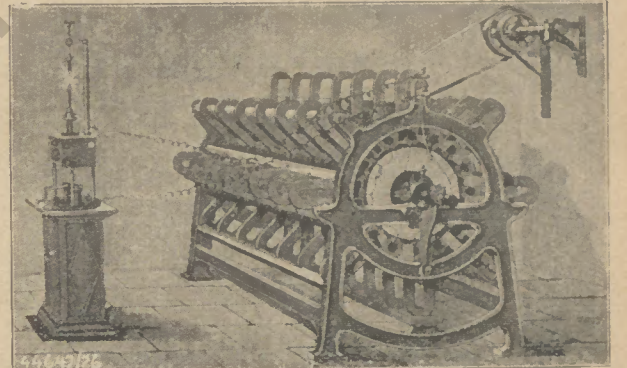
Erst Ende der achtziger Jahre hatte man herausgefunden, daß der Wechselstrom für

Übertragungen auf weite Entfernungen am vorteilhaftesten war; man konnte hohe Spannung erzeugen, die für die Fernübertragung wichtig ist, hohe Spannung bedingt geringe Stromstärke, darum genügt ein geringerer Leistungsquerschnitt.

Mit einer Gleichstromdynamomaschine kann man



Davy'scher Lichtbogen, erzeugt durch galvanische Säule



Magnetoelektrische Maschine

Vorsicht ist keine Feigheit und Leichtsinns kein Mut!

Als Ingenieur-Volontär nach Ostasien

(Schluß)



Ein großartiges elektrisches Eisenbahn- und Straßenbahnnetz durchzieht Japan. In vierzig Minuten bringt mich die elektrische Vorortbahn nach Tokio, der Hauptstadt Japans. Zugfolge ist alle acht Minuten. Ferner verkehren halbstündlich Güzüge nach Tokio, ohne an Zwischenstationen zu halten. Eine Ringbahn verbindet die an der Peripherie Tokios liegenden Ortschaften. Die Türen werden automatisch mittels Preßluft geschlossen, sogar in der 3. Klasse befinden sich gepolsterte Sitze. Im Zuge kann ich reichlich Studien machen: die einen lesen Zeitungen, studieren in Büchern, andere schlafen sorglos in der Ecke oder dösen. Bald glaubt man, sich in einer Berliner Untergrundbahn zu befinden. Sofort fällt mir das sonderbare Schuhzeug auf, einfache Sandalen oder einfache Holzbrettchen mit zwei bis fünf Zentimeter hohen Stegen. Gehalten wird dieses Instrument von zwei Riemen, die zwischen der großen Zehe und den übrigen zusammenlaufen. Die Strümpfe sind eigens in dieser Form dem Schuhwerk angepaßt, also zwischen der großen Zehe und den übrigen stark gefüttert und ähnlich den Fausthandschuhen zugeschnitten. Um diese Fußbekleidung nicht zu verlieren, muß man nach innen gehen. Diese Schuhe werden nicht nur von der armen Bevölkerung getragen, es sind vielmehr Bekleidungen im Gange, die alten Sitten und Gebräuche wieder zur Geltung zu bringen. Hoch aufgeschobene Haartiracken und weiße, lange Ärmel an den farbenprächtigen Kleidern werden immer noch von den Frauen getragen.

Unterwegs, wie auch gerade in Tokio selbst, erregte die lebhafteste Bautätigkeit die größte Aufmerksamkeit. Moderne Hochhäuser entstehen, Stahlseiletbauten, Eisenbetonbauten und Brücken werden fundiert. Ein geregelter Verkehr, wie ich es nicht vermutet hatte. Die Reklame ist vorbildlich. Große Luftballons schweben an den Kaufhäusern verankert hoch in der Luft und tragen auf breiten Tuchstreifen große japanische Schriftzüge. Auf den Bahnsteigen werben die japanischen Reisebüros auf großen japanischen Plakaten für den Wintersport in japanischen Bergen. Abends eine Lichtfülle in der Hauptgeschäftstraße Tokios „Ginjah“, alles zeugt von dem unermüdbaren Eifer des Japaners. Eine Veritandigung mit ihm iischwierig, da englisch nicht so viel gesprochen wird.

Ich hatte das Glück, als ich mich nach einem Park erkundigte, verstanden zu werden. Es war ein Handelshochschüler, der etwas englisch sprach und sich mir anbot, mich herumzuführen. So lernte ich alles Sehenswerte kennen, verträdelte keine Zeit mit unnützem Suchen. Mitten in der Stadt liegt der kaiserliche Palast, umgeben von sehr breiten Wassergräben, hohen Mauern, für das Publikum gesperrt, an den Toren stehen Posten eisern Wache.

Zusammen mit meinem Führer habe ich dann auch ein japanisches Teehaus aufgesucht und mich von den niedlichen Japanerinnen bedienen lassen. Anheimelnde Nischen, mit künstlichen Kirschblüten ausgeschmückt, geben dem Raum etwas Gemütliches. Nur mit der japanischen Musik konnte ich mein Ohr nicht in Einklang bringen. Tempel und Altäre, Shirone genannt, findet man in Japan reichlich: mitten in der Stadt und auch außerhalb, meistens in schönen Parks, sind diese Gottesstätten errichtet, an den hohen, über haushohen Torbögen sind sie zu erkennen. Die Tempel selbst sind mit prachtvollen Schnitzereien ausgestattete Holzbauten. Vor dem Eingang ins Allerheiligste hängen vielfach farbige oder bronzbunte Hohlkugeln, die mit einem Lampen gongartig in Schwingung versetzt werden. Durch dreimaliges Ertönen dieses Gongs oder durch Handklatzen sucht man die Aufmerksamkeit des Angebeteten hervorzurufen. Dann erst beugt man sich zum Gebet.

Am nächsten Tage unternahme ich einen kleinen Ausflug nach Kamakura, dem Standort des großen Buddha, mit der Eisenbahn von Yokohama aus in etwa einer Stunde zu erreichen. Der Zug schlängelt sich durch eine schöne Landschaft. Feld und Wald, Berg und Tal wechseln miteinander ab. In der Ferne erscheint bald der schneeweiße Berg des Fujiyama. An Hand einer Abbildung und durch Zeichensprache frage ich mich durch. Das kleine Dorf ist bald durchgegangen, ich stehe im Wald, da sehe ich auch schon die große Gestalt des Buddha hindurchschimmern. Ich schreite durch ein sauber geschnitztes Holztor, zwei manns- hohe tierische Gestalten bewachen den Eingang, in den inneren Hof.

Ueber Hapona, wo wir uns nur eine Nacht aufhalten, fahren wir nach Kobe, neben Yokohama wohl der größte Hafen Japans. Die Werften und Fabriken haben verhältnismäßig viel zu tun. Ausländische Ingenieure vor allem Deutsche, die vor einiger Zeit noch gut bezahlt wurden, man spricht von 1000 Mark im Monat, sind mit der Zeit entlassen worden und werden nicht mehr eingestellt. Der Japaner macht jetzt alles allein, er hat von uns genug gelernt. Selbst zu Besichtigungen hält er seine Werte geschlossen. Nach zwei Tagen verlassen wir Kobe. Es beginnt die Reise durch die sogenannte japanische Inlandsee. Wir nehmen einen Lotfen, denn zahlreiche Inseln, Meer-

keine hohe Spannung aufbringen, weil die Lamellenspannung im Kommutator zu hoch wird und ein Ueberschlagen des Stromes bei den Bürstenschaltern erfolgt.

Der Wechselstrom ist demgegenüber im Vorteil; die Wechselstromdynamos besitzen keinen Kommutator, und die Spannungen lassen sich mit Leichtigkeit durch Transformatoren erhöhen, um an gewünschter Stelle wieder heruntertransformiert zu werden.

Trotzdem der Wechselstrom große Vorteile aufweist, ist bei seiner Verwendung jedoch Vorsicht geboten, und für Großbetriebe, wo elektrische Hand- und Werkzeugmaschinen und regulierbare Antriebsmotoren gebraucht werden, bietet auch der hochgespannte Gleichstrom manche Vorteile.

Mensch und Maschine

Von Geh. Reg.-Rat Bracht

Die Weltkrise hat eine Gegenbewegung gegen den technischen Fortschritt ausgelöst: Man verlangt planmäßige Kontrolle über die Einführung von Neuerungen, ein „Moratorium“ für den technischen Fortschritt und spricht vom „Fluch der Technik“. Der geschichtliche Rückblick zeigt ein periodisches Auftreten von „Maschinenstürmen“. Zeiten des nationalen Aufschwungs ergeben meist positive Einstellung zum technischen Fortschritt; in Niedergangszeiten erfolgt aber die Abkehr, weil man dann in allen Dingen geneigt ist, der scheinbaren Entlastung für den Augenblick die Rücksichten auf Zukunft und Allgemeinheit zu opfern.

Zwei Nachteile wirft man der Maschine vor: sie nimmt dem Menschen Arbeitsmöglichkeit, und sie entseelt ihn, indem sie zu materialistischem Denken erzieht. Beide Vorwürfe sind nur zum Teil und nur bedingt richtig. Zunächst ist der technische Fortschritt nicht nur arbeitssparend, sondern er schafft auch unmittelbares Neuland (z. B. Auto, Radio usw.) für Menschenbeschäftigung. Aber auch, wo die Maschine Menschenarbeit ersetzt, läßt sie meist woanders, und zwar auf die Dauer, neue Arbeitsmöglichkeit entstehen. Der ungelernete Erdarbeiter wird z. B. durch Schlosser und Schmied der Maschinenfabriken ersetzt, die Bagger und sonstige maschinelle Arbeitsgeräte herstellen. Maschinelle Ausrüstungen bedürfen zu ihrer Unterhaltung, Erneuerung und Ergänzung fortgesetzt qualifizierter Arbeit, die rückwirkend bis zur Urproduktion weitere Arbeit schafft.

Diese indirekten Wirkungen sind nicht immer leicht zu übersehen und treten auch nicht immer sofort ein. Das sind Erscheinungen des Uebergangs, bis neue Bedarfsgebiete erschlossen sind.

Die Vergangenheit der Technik zeigt, wie stark sich die Wirtschaft in ihren einzelnen Zweigen durch maschinelle Einrichtungen gegenseitig befruchtet hat. Die Technik schafft auf die Dauer mehr Arbeits- und Lebensmöglichkeit, als sie vorübergehend nimmt! In einem industrialisierten Lande wie Deutschland wäre es ohne die technische Entwicklung des letzten Jahrhunderts gar nicht möglich, jetzt auf ein Quadratkilometer unseres Landes 2½ mal soviel Menschen zu ernähren und zu beschäftigen, wie vor hundert Jahren. Würde man mit einem Schlage den technischen Fortschritt des letzten Jahrhunderts abschaffen können, so müßte man auch Zahl und Lebenshaltung der Bevölkerung auf jene Zustände zurückschrauben und würde wieder allgemein beklagen, daß die Maschine es noch nicht fertig gebracht habe, die menschliche Arbeitszeit zu verkürzen.

Der deutsche Braunkohlenbergbau ist ein klassisches Beispiel für den Segen der Technik; denn diese ist die Grundlage seiner gesunden Existenz geworden. Im Rheinischen Braunkohlenbergbau ist seit Einführung der maschinellen Kohलगewinnung nicht nur die Produktion um ein Mehrfaches gestiegen, sondern es

werden auch weit mehr Arbeiter und Angestellte beschäftigt als damals und, was sehr wichtig ist, unter wesentlich günstigeren Lohn-, Gehalts- und Arbeitsbedingungen. Das Ausblühen der Ortschaften, die Neubautätigkeit usw. auf dem Vorgebirge zeigen, wie stark die Entwicklung der Braunkohlenindustrie dem ganzen Gebiet zugute gekommen ist. Abraum und Kohlenförderung würden sich im gegenwärtigen Umfange schon technisch gar nicht mehr im Handbetrieb durchführen lassen.

Die übrigbleibende Produktion würde derart teuer werden, daß sie selbst bei wesentlicher Verminderung der Löhne und Gehälter nur noch beschränkt absetzbar wäre; zu der technisch bedingten Einschrumpfung käme die weitere Einschrumpfung durch Unwirtschaftlichkeit.

Immerhin gibt es — das letzte Jahrzehnt hat das wieder gezeigt — Perioden, wo die Technik der Wirtschaft voreilt, und wo unerwünschte Sprünge mit unmittelbaren Folgen für die Arbeitslosigkeit entstehen können. Wo die Rationalisierung der deutschen Industrie zu rasch und mit zu viel Arbeiterentlassungen vor sich gegangen ist, war dies meist eine Zwangsfolge der unorganischen Lohnpolitik, die damals betrieben wurde.

Eine Rückkehr zu einem früheren Entwicklungsstadium gibt es nicht. Wir bleiben in unserem industrialisierten Deutschland auf Gedeih und Verderb mit der Technik verbunden. Wir müssen diesen unseren Weg des technischen Fortschritts weitergehen, aber mit offenen Augen, und versuchen, Uebertreibungen und scharfe Entwicklungssprünge zu vermeiden.

Wie in einem starken Staat eine gewisse Steuerung der Wirtschaft möglich ist, so kann und soll die Wirtschaft ihrerseits auch die Technik etwas steuern. Beide müssen auf das Gesamtinteresse des Volkes ausgerichtet sein. Wenn es der Menschheit gelungen ist, die Fron der Sklavenarbeit des Altertums und die übermäßige Arbeitszeit des Menschen späterer Zeitalter durch die Maschine zu überwinden, so muß es ihr auch gelingen, sich ihrerseits jetzt nicht von der Maschine versklaven zu lassen. Die „Entseelung“ durch die Maschine wird vom neuen Deutschland inner- und außerhalb des Betriebes in gewaltigem Schwunge bekämpft („Werksverbundenheit“ und „Feierabend“!). Je mehr wir lernen, die Arbeitszeit durch die Maschine zu beherrschen, um so mehr müssen wir verstehen, die Maschine zugleich seelisch wieder durch die Arbeitsfreiheit zu überwinden.

Der größte Fahrstuhl der Welt, ein Schiffshebewerk, geht der Vollendung entgegen. Bei Niederfinow (nahe Eberswalde in der Mark Brandenburg) erstreckt dieses Wunder der Technik. Dort muß der Hohenzollern-Kanal, der Spree und Oder verbindet, eine 30 Meter hohe Geländestufe überwinden. Da die alten Schleusenanlagen den wachsenden Verkehr nicht mehr zu bewältigen vermochten, wurde an ihrer Stelle dieses riesige Schiffshebewerk errichtet. Es kann Lasten von 1000 Tonnen Fassungsvermögen — das ist etwa der Inhalt eines Güterzuges von 70 Wagen — innerhalb fünf Minuten um 30 Meter heben. Das Schiff fährt, von der Oder kommend, in einen wassergefüllten Trog, mit dem es dann durch mächtige Seilzüge auf die Höhe des anschließenden Kanals gehoben wird. Ueber eine 156 Meter lange Verbindungsbrücke fährt es dann weiter in den oberen Kanal. Der Fortschritt gegenüber den vorherigen Anlagen wird aus der Zeitersparnis ersichtlich. Während früher ein Schiff zwei Stunden brauchte, bis es alle Schleusenanlagen dieser Höhenstufe überwunden hatte und im oberen Kanal weiterfahren konnte, sind jetzt nur mehr 20 Minuten dazu erforderlich. Nur drei Arbeiter sind zur Bedienung notwendig. Aufs neue zeigt dieses Bauwerk die ungebrochene Schaffenskraft der deutschen Arbeit.

Bei allem deinem Tun laß nie die Vorsicht ruhn!

engen, oft nur von Flußbreite, so nahe kommen die steilen Felsen heran, Untiefen gefährden die Durchfahrt. In zwanzig Stunden haben wir die engste Stelle bei Modji erreicht und fluern ins Gelbe Meer nach Dairen. Es ist kalt geworden, die Temperaturen sinken auf 9 Grad Celsius, bald ist das Seewasser auf 2 Grad, sogar auf 0 Grad gefallen. Eines Morgens ist das Schiff weiß, es ist Schnee gefallen, Luft minus 10 Grad, das Schiff ist festgefroren. Eisbrecher halten die Fahrtrinne offen. Draußen weht ein laufiger Wind. Die Matrosen beneiden uns, denn in der Maschine ist es mollig warm. Viel Luft habe ich nicht, mich nach draußen in die Stadt zu wagen, doch die sich von hier bietende günstige Postverbindung nach Europa veranlaßt mich, einen Brief zur Post zu bringen. Mit der Sibirienbahn ist die Post in vierzehn Tagen nach Deutschland befördert. Den Hauptmittelpunkt des Geschäfts- und Verkehrslebens bildet der große Central-Circle, von dem strahlenförmig nach allen Richtungen die Straßen ausgehen. Die Straßen sind terzengrade, sauber, sehr breit, bieten keinen Schutz vor dem kalten Wind, man kann verstehen, wenn die Nordchinesen, ein überaus großer, kräftiger Menschenschlag im Gegensatz zu ihren südlichen Stammesbrüdern, ihre Pelzmützen weit über die Ohren gezogen haben.

Zu allem Unglück verholten wir noch an die Dampfer und nehmen einige hundert Tonnen Holzöl als Ladung mit. Froh sind wir, als wir endlich diese unwirtliche Stätte verlassen können. Nach kurzem Aufenthalt auf der Reede von Tientsin, von Land ist diesmal überhaupt nichts zu sehen, ein sehr seichtes Gewässer macht es uns unmöglich, näher an die Küste heranzufahren, geht es endlich weiter nach Süden. Es soll versucht werden Schanghai anzulaufen. Vorher werden wir noch eben gegen Boden geimpft. Abends gehen wir in der Bucht vor Anker. Und morgens, was ist da los? Schweres Geschützfeuer in allernächster Nähe. Eins, zwei, drei, raus aus der Koje, es jetzt 7 Uhr, sehe ich eine halbe Meile von uns entfernt mehrere japanische Torpedobootszerstörer, die landeinwärts schiefen. Von Land ist nichts zu sehen, alles in dichten Nebel gehüllt. Das Mündungsfeuer blüht rot auf, der Knall dringt zu uns herüber, mit anschließendem Säusen und Pfeifen, bis mit deutlich zu hörendem Einschlag das Geschütz seine Wirkung ausgeübt hat. Japanische Flugzeuge, neun habe ich gezählt, machen in der Luft einen Höllenpektakel, fliegen hin und zurück. Zwei Truppentransportschiffe, unter sicherem Schutz einer ganzen Flottille, fahren den Fluß hinauf und landen ihre Truppen, was wohl der Hauptzweck dieser Morgenübung war. Von Land her hören wir Maschinengewehr- und Geschützfeuer, ein Zeichen, daß etwas im Gange ist. Die Flugzeuge werden mit Schrapnells beschossen, die aber weit unter Flughöhe plagen. Allmählich läßt das Feuer

nach, der Nebel verzieht sich, das Land wird sichtbar, das Wosungdorf steht in Flammen, ein mächtiger Qualm zieht gen Himmel.

Wir lichten die Anker und fahren jetzt selbst langsam den Fluß hinauf, an den japanischen Kriegsschiffen vorbei. Aus nächster Nähe können wir uns den angerichteten Schaden ansehen. Kein Haus ist ganz geblieben. Auf durchlöchernten Dächern liegen japanische Beobachtungsposten mit Scherenfernrohren. Verwundet werden mit Autos weggeschafft. Auf freiem Platz übt eine Reiterabteilung. Flugzeughallen, Zelte stehen an geschützten Stellen. Die Japaner haben wenig zu fürchten, schweres Kriegsmaterial besitzen die Chinesen nicht, lediglich im Nahkampf haben sie sich monatelang gehalten. Auf dem Fluß wimmelt es von Kriegsschiffen jeder Art und jeder Nationalität. Wir selbst machen zwischen zwei japanischen Torpedobooten fest. In der Stadt Schanghai ist der Belagerungszustand angekündigt. Die gefährlichsten Stadtteile, auch hier sind die Brücken gestiegen, sind mit Stacheldraht abgesperrt, ein Passieren nur auf eigene Gefahr erlaubt.

Der eigentliche Hafenbetrieb hat wenig unter den sonderbaren Verhältnissen gelitten. Kleine und große Schiffe kommen und verlassen den Hafen. Die Chinesen arbeiten wie sonst, selbst auf japanischen Schiffen helfen sie die Ladung lösen. Aus chinesischen Dschunken haben wir bald unsere Ladung übernommen. Unser Kurs geht Richtung Hongkong. Heimwärts! Wir zählen die Wochen bis Hamburg, Hongkong sechs Wochen, Miri fünf Wochen, ohne längeren Aufenthalt geht es flott weiter. Colombo erreichen wir Ostern. Einige Tage im Roten Meer sind recht warm, bald ist das Schlimmste geschafft. Am 10. April begrüßt uns Europa, Sizilien und Italien liegen im herrlichen Sonnenschein, die Berge sind grün, die Sehnsucht zur Heimat wird groß, bald ist sie gestillt. Zwei Wochen später laufen wir Ende April in den Hamburger Hafen ein. Die viereinhalb Monate dauernde Seereise ist zu Ende. In meinem Tagebuch steht: Se e f a h r t i s t d o c h s c h ö n !

Erlebtes

Nicht die Not allein macht erfindend. Es gibt eine Lust am Erfinden, die von der Not unabhängig ist. Aber nur die Not reißt Erfindungen. Wenn auch da und dort ein Gedanke wie vom Himmel gefallen erscheint, er bleibt jahrelang, jahrhundertlang ein unfruchtbares Nichts, bis das Bedürfnis ihm die nötige Gestalt verleiht.

Max Entz

Wieviel Kinder muß die Familie haben?

„Der größte Reichtum eines Staates ist sein Volk“, sagte einst einer der großen Preußenfürsten. Die Kraft und die Zukunft eines Staates liegt aber in einer gefunden und zahlreichen Jugend. Wenn man die deutsche Geschichte bis in weit zurückliegende Zeiten verfolgt, so bemerkt man, daß das deutsche Volk, trotz schwerster Blutopfer durch Krieg und trotz des Wutens verheerendster Volksseuchen, immer wieder seine Volkszahl vermehren konnte. Die Zahl der Geburten war in Deutschland bis zur Jahrhundertwende so groß, daß die Gefahr des „Volk ohne Raum“ bestand.

Dies ist jedoch anders geworden. Vom Jahre 1900 an bis zur Gegenwart ist die Zahl der jährlichen Geburten von etwa zwei Millionen auf etwa 950 000 gesunken, oder auf 1000 Einwohner kamen damals 31 Geburten gegen jetzt nur noch fünfzehn. Man kann nun aber auf Grund vielen statistischen Materials berechnen, daß zur Aufrechterhaltung der Volkszahl jährlich siebzehn Geburten auf 1000 Einwohner nötig sind. Die Geburtenzahl ist also heute so gering, daß die Bevölkerungszahl Deutschlands von etwa 65 Millionen nicht erhalten bleiben kann, wenn nicht in letzter Minute dem Geburtensturm Einhalt geboten wird. In wenigen Jahren wird aus dem scheinbaren Geburtenüberschuß ein tatsächlicher Sterbeüberschuß werden, und dann wird es um so schwerer sein, das Verhängnis des sterbenden Volkes von uns abzuwenden. Ein Begriff von der Größe der Gefahr möge die eine Zahl geben:

Im Jahre 1933 fehlten 250 000 Neugeborene, denn statt der nötigen 1,2 Millionen Geburten hatte Deutschland nur 950 000, und damit ist Deutschland das geburtenärmste Volk in Europa geworden. Neben dem unersehbaren Schaden am eigenen Volkstörper birgt diese Zahl die schwersten Gefahren wirtschaftlicher und politischer Art in sich, Kinderlosigkeit bedeutet auf lange Sicht Arbeitslosigkeit und weniger Absatzmöglichkeit häuslicher Produkte, da damit die Zahl der Verbraucher abnimmt, während die der Erzeuger fürs erste noch gleichbleibt. Kräftigere Völker werden die Leer werdenden Plätze im eigenen Volk durch Einwanderungen usw. besetzen.

Von größtem Interesse für den einzelnen ist deshalb die Frage: „Wieviel Kinder muß eine Familie haben, damit der Bestand des Volkes gesichert ist?“

Selbst bei oberflächlichster Ueberlegung wird man gleich bemerken, daß zwei Kinder eines Elternpaares hierzu nicht ausreichen, da durch Kindersterblichkeit viele das heiratsfähige Alter nicht erreichen. Andere heiraten nicht, und weitere heiraten, jedoch bleibt die Ehe ungewollt oder gewollt kinderlos. Der Forderung nach zahlenmäßiger Erhaltung des Volkes wäre genügt, wenn 100 000 Mädchen, die geboren werden, nach einer Generation wiederum 100 000 Mädchen geboren hätten. Dieser Vorgang spielt sich nach der Statistik folgendermaßen ab:

Es werden geboren:	100 000 Mädchen
Von diesen erreichen das fortpflanzungsfähige Alter von 16 Jahren nur noch	88 700 Mädchen
Davon verheiraten sich bis zum Ablauf des fortpflanzungsfähigen Alters von 40 Jahren	73 700 Frauen
10 Prozent aller Ehen sind unfruchtbar, so daß weitere 7 370 verheiratete Frauen für die Kinderzeugung ausfallen.	

Für den Ersatz der nächsten Generation bleiben also 66 300 Frauen.

Wenn nun aber diese 66 300 Frauen 100 000 Mädchen zur Welt bringen sollen, so sorgt die Natur dafür, daß außerdem 106 000 Knaben geboren werden, denn auf 100 Mädchen werden 106 Knaben geboren. 66 300 Frauen müssen also 206 000 Kinder gebären. Auf so viele Lebendgeborene kommen aber noch etwa 7 000 Totgeburten, so daß sich die Zahl der Geburten auf 213 000 erhöht. Wenn aber der Bestand des Volkes zahlenmäßig gesichert sein soll, so müssen auf jede zeugungsfähige Ehe

213 000
66 300 = 3,2 Kinder geboren werden.

Diese Zahl ist in einer Richtung zu hoch, da die außerehelich Geborenen außer Ansehen gelieben sind. Die Zahl der außerehelich Geborenen beträgt ungefähr 10 Prozent aller Geburten, jedoch ist zu bemerken, daß ein großer Teil dieser Kinder durch spätere Heirat ihrer Erzeuger als ehelich anerkannt werden.

Aus diesen Ausführungen folgt, daß die Familie durchschnittlich fünf Köpfe zählen muß. Hiervon sind wir in Deutschland weit entfernt, denn von rund zehn Millionen Ehen in Deutschland sind ein Drittel kinderlos, und nur aus rund 1,5 Millionen Ehen sind drei und mehr Kinder entsprossen.

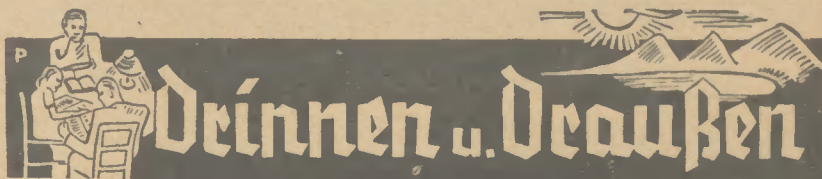
Jedoch muß die Zahl von 3,2 Kinder auf jede Ehe in naher Zukunft ganz bedeutend gesteigert werden. Denn seit 1913 ist die Geburtenzahl derartig gesunken, daß, wenn diese Kriegs- und Nachkriegsjahrgänge in das heiratsfähige Alter kommen, gar nicht mehr so viele gebärfähige Frauen zur Verjüngung stehen wie jetzt. Es sind nämlich in den Jahren 1890 bis 1910 rund neunzehn Millionen Mädchen zur Welt gekommen, während in den Jahren 1913 bis 1933 nur noch vierzehn Millionen Mädchen das Licht der Welt erblickten. Da diese Generation also fast um ein Drittel schwächer ist als die vorhergehende, so ist die Folge davon, um das Geburtenfoll für das 65-Millionen-Volk aufrechtzuerhalten, daß die Kinderzahl pro Familie um ein Drittel höher wird als 3,2. Um dem drohenden Volkssturm zu entgehen, muß nicht die Familie mit drei Kindern erreicht werden, sondern das Ziel ist, die kinderreiche Familie mit vier Kindern jedem zu ermöglichen.

So düster diese Zahlen für unsere Zukunft auch sein mögen, die neue Zeit hat auch hier den Kampf für das Fortleben des deutschen Volkes begonnen. War früher der Kampf um den Paragraphen 218 (Abtreibungsparagraphe) an der Tagesordnung und wurde das Recht auf den eigenen Körper propagiert, so steht dem heute der Gedanke der Volksgemeinschaft gegenüber. Der Gesetzgeber wird das Recht ganz bewusst zugunsten der Familie umgestalten, und die Gesetze über die Ehestandsbarlehen, die Befreiung von der Arbeitslosenhilfe usw. sind ein Anfang großzügigster Bevölkerungspolitik. Entscheidend aber wird sein, ob der Wille zu vielen Kindern, der immer ein Opfer des einzelnen zugunsten der Gemeinschaft bedeutet, nach der versloffenen ungeligen Zeit wieder in allen Volksteilen so geweckt werden kann, daß Deutschland wieder ein zahlreiches Volk wird. Zwei Millionen Männer haben im Krieg ihr Leben für Deutschlands Volk ge-

geben, Millionen sind bereit, für das neue Deutschland und seinen Führer zu sterben. Wir wollen alle hoffen, daß dieses Opfer von keinem verlangt werden muß, daß aber alle bereit sind, neuen Menschen das Leben zu geben.

(Die Zahlen sind den Veröffentlichungen von Friedrich Burgdörfer, insbesondere „Das Volk ohne Jugend“, entnommen.)

Fritz Bantlin



Etwas von den Zahlen

Täglich beschäftigen wir uns mit den Zahlen. Oft führen sie uns zu einem erwünschten, oft zu einem unerwünschten Ergebnis. Auch hat es Zeiten gegeben, in denen die Zahlen den Menschen zum Narren gehalten haben. Doch können sie uns auch zur Erheiterung in den Mußestunden dienen, wenn ihre Aufstellung auf Grund mehr oder weniger versteckter Trugschlüsse erfolgt. Einige Beispiele seien hier aufgeführt:

Ich gehe in ein Geschäft und kaufe mir ein Taschenmesser zum Preise von 1,50 Mark. Am nächsten Tage gehe ich aber wieder in das Geschäft und will das Messer umtauschen. Ich suche mir eines zu 3,00 Mark aus, gebe das andere zurück, und will den Laden verlassen. Der Geschäftsinhaber hält mich zurück. Ich erkläre ihm: „Gestern habe ich Ihnen 1,50 Mark in bar bezahlt und heute lasse ich das Messer im Wert von 1,50 Mark zurück. Das macht zusammen 3,00 Mark. Wir sind also quitt!“

Man hört oft, daß die Zahl der Menschen in früheren Zeiten weit geringer gewesen sei, als in der Gegenwart. Eine einfache Ueberlegung zeigt uns, wie falsch diese Ansicht ist. Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter gehabt, also zwei Eltern; die Zahl seiner Großeltern beträgt insgesamt vier usw. Geht man bis zur zehnten Generation zurück, so ist die Zahl aller seiner Urahnen in der zehnten Generation 1024.

Die Zahl der Jahre, die einer Generation entsprechen, sei 40, dann hat also der einzelne Mensch von $10 \times 40 = 400$ Jahre 1024 Urahnen, die zu dieser Zeit lebten. Es lebten also vor 400 Jahren 1024mal soviel Menschen wie heute, vor 800 Jahren sogar 1 000 000mal soviel und so weiter. Stimmt's!?

Der häufig gewünschte Blick in die Zukunft oder der Schritt zurück in die Vergangenheit (man denke an das Verjüngungsproblem) ist gar nicht so schwierig. Es ist eine feststehende Tatsache, daß Schiffe, die um die Erde fahren, an einer bestimmten Stelle, der Datumsgrenze, die dem 180. Meridian folgt, das Datum gegenüber der richtigen Folge um einen Tag zurückrüden müssen, wenn sie von Westen nach Osten fahren; ebenso müssen sie das Datum um einen Tag vorausrücken, wenn sie die Datumsgrenze von Osten nach Westen kreuzen. Nun braucht man bloß ein schnelles Flugzeug zu bauen, das in zwanzig Stunden einmal um die Erde fliegt. Der Flieger käme dann, wenn er nach der eben genannten Regel verfährt, bei einem Fluge von Westen nach Osten vier Stunden früher am Abflugsort an, als er abgeflogen ist. Er kommt also mit jedem Fluge um die Erde vier Stunden weiter in die Vergangenheit zurück. Bei einem Fluge von Osten nach Westen kommt er mit jedem Fluge um die Erde vier Stunden in die Zukunft hinein.

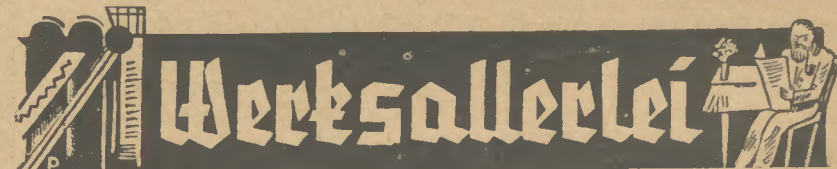
Wo stecken die Fehler?

Ken



Gock Sternegger: „Kerls seid ihr!“ Jugend marschiert zum Führer. Illustriert von Werner Chomton. Oktav. 1,50 RM. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Ein Feuerbad des Willens und des Charakters bedeutet das Unternehmen von Lübeder Peimarnern, Hitlerjungen, Stahlhelm- und BDM-Kameraden, die 280 Kilometer im Oktober 1933 nach Berlin zum Führer marschierten und wieder zurück. Sie überreichten ihm eine selbstgebaute Kogge mit den Worten: „Ein und zwölf Lübeder Jungen fertigten dem Kinder stolzer deutscher Zukunft dieses Sinnbild großer deutscher Vergangenheit und bringen es ihm als Geschenk in Liebe und Dank!“ Helle Sonne leuchtet aus den Augen des Führers. Die Jugend seines Volkes stand vor ihm. Diese Herzen waren sein! Adolf Hitler blickte auf das Schiff. „Kerls seid ihr!“ sagte er staunend. — Wer für den Geist unserer heutigen Jugend Sinn hat, fühlt, daß hier etwas Einzigartiges vorliegt, nämlich ein Unternehmen, das eine wirkliche Tat bedeutet, die der alten Frontgeneration in Mühe, Ausdauer und Selbstlosigkeit würdig ist.



Unsere Jubilare

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:

Paul Winzler, Maschinist, Hochofen, eingetreten am 13. April 1909.
Dem Subilar unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Eheschließungen:

Ernst Hasenpath, Gießerei, am 16. 3. 34.

Geburten:

Ein Sohn:
Wilhelm Heinenberg, Gießerei am 14. 3. 34 — Willi; Walter Gutleben, Stahlwerk, am 20. 3. 34 — Kurt.

Eine Tochter:

Georg Loos, Stahlwerk, am 16. 3. 34 — Dorothea.

